

der Mann für ihr zarteres Verlangen zu brutal sei, bald, daß er nicht mehr überwältigen könne, wie es die weibliche Natur begehre, oder auch, daß er es nicht verstehe, der Frau ein guter Kamerad für das ganze Leben zu sein. Die Männer vertheidigen sich: Bitte — entweder oder! Die Frauen antworten: Nein — sowohl als auch! In unserer Komödie fertigt die Dame zuerst einen Schwärmer ab, der mit ihr romantisch schmachten möchte. Aha, denken die Männer im Parterre, eine positive Frau! Aber da fertigt sie auch den Zweiten ab, der sich in der verwegenen und geraden Art eines Lieutenants anstellt. Also das auch nicht? Aber es gibt ja auch stille und leise Frauen, die, weder schwärmerisch noch sinnlich, sondern zärtlich, sich anschmiegen und die gute Hand eines ruhigen Mannes fühlen wollen. Ein solcher wäre ihr Gatte, der, wie man zu sagen pflegt, gelebt und sich ausgetobt hat, zufrieden geworden ist und wohl ein sanftes Wesen geleiten könnte. Aber sie mag nicht. Da sind die Männer im Parterre ungeduldig geworden. Was wollen denn also die Frauen? Sie sollen doch aus der Geschichte der Liebe lernen, was der Mann dem Weibe sein kann! Da finden wir den Faun, der im Dichtertum lauert und über die Nymphe fällt: sie flieht, sie will sich wehren, aber er ist stärker. Dann finden wir den Ritter mit dem „sehrenden Leid“, der seiner Dame in Andacht dienen, ein Band von ihr auf dem Herzen tragen und in ihrem Namen Edles thun will: sie ist ihm wie die heilige Marie, durch sie möchte er seiner Seele den Himmel erwerben. Endlich finden wir den Kameraden, den zärtlichen Erzieher, der zum Weibe wie der *πατρις* zum *παρυσίαν* steht, oder man könnte auch sagen: wie ein idealer Onkel. Dies alles kann in der Liebe der Mann dem Weibe werden. Aber daß er alles auf einmal, zugleich Faun, Ritter und Onkel für dasselbe Weib sein soll, das kann man doch von uns nicht verlangen. Entweder oder! Aber die Dame des Bracco sagt: Nein, sowohl als auch! Das hat die Männer im Parterre empört: das darf doch nicht die Meinung des Dichters sein.

Bracco hat dasselbe Thema im „Triumph“ dargestellt, einem mächtigen und außerordentlichen Drama, das freilich den Nerven mehr zumuthet, als wir zu erlauben pflegen. Hier wird eine Frau geschildert, die einen Mann als den idealen Onkel liebt, der es ihr mit der Leidenschaft des Ritters für seine Beatrice vergilt. Aber es geschieht, daß in ihr ein anderes Verlangen laut wird, das sie nicht beschwichtigen kann: das ewige Verlangen des Weibes nach dem Faun. Diesem erliegt sie. Was will der Dichter damit sagen? Vielleicht, daß es unsere Armuth ist, an zu vielen Vergangenen reich zu sein: wir haben zu viel geerbt. Jeder Mensch macht in seiner Seele die Vorgeschichte der Menschheit durch: als Knaben sind wir Barbaren, der Jüngling wird römisch und beruhigt sich christlich, jeder hat seine Gothik und sein Rococo zu erfahren. Aus jeder Zeit bleibt etwas in uns am Leben, wie seltsam muß uns davon werden! Es ist zuviel, wir bezwingen den Tumult nicht mehr. Wir können nicht vergessen, daß wir Heiden gewesen sind, und doch wollen katholische Erinnerungen nicht schweigen und so fühlen wir den Faun mit dem Ritter in uns streiten. Dies hat der Dichter aussprechen wollen. Es ist dasselbe, was uns die Duette Guilbert auf ihre hämisch traurige Art spüren läßt. Sie singt uns vor, wie feierliche, innige und graziose Gefühle der Mensch erfunden hat, und ist doch ein Thier geblieben! Dieser Refrain, der uns so elend macht, mag nie verstummen: und ist doch ein Thier geblieben! Was ringt der Mensch, zärtlich, edel oder rein zu werden, und ist doch ein Thier geblieben! Sind wir nicht Narren? Wir quälen uns und möchten besser werden, aber das ewige Thier ist stärker. Betrügen wir uns doch nicht mit dummen Bewegungen, wir werden immer Thiere bleiben, sagt die Duette. Bracco sagt: werden wir immer Thiere bleiben?

Diesen leise fragenden, bittenden, doch noch hoffenden Ton, den Bracco hat, trifft Frau Ddilon auf das Glückliche; solche Rollen spielt ihr heute keine deutsche Schauspielerin nach. Neben ihr ist Herr Weiß zu nennen. Die anderen sind schwerer, lauter und drastischer, als es so ein zwischen Ironie und Trauer schwebendes Spiel vertragen kann.

Hermann Vahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

In unsere Leser!

Die k. k. Staatsanwaltschaft Wien hat die vorliegende Nummer der „Zeit“ confiscirt. Als Grund der Beschlagnahme wurden drei „Politische Notizen“ angegeben, welche sich mit dem § 14 und den „unverbindlichen Besprechungen des Freiherrn v. Gautsch beschäftigen. Wir haben, nach Hinweglassung der incriminirten Stellen, sofort eine zweite Auflage veranstaltet und an unsere Abnehmer versendet.

Redaction „Die Zeit“.

Confiscirt!

Für den Fall, als das Budget vor der staatsrechtlichen Adresse zur Berathung kommt, haben die Jungcechen im böhmischen Landtage die Obstruction angedroht. Dann sollten sie aber auch ad hoc den Herrn Abgeordneten Dr. Kramár zum Präsidenten des böhmischen Landtages machen. Dem dafür, daß eine Obstruction auch ohne das Präsidium des Herrn Dr. Kramár größere Ausdehnung gewinnen kann, liegt keinerlei tatsächlicher Beweis vor. Wenn aber Herr Dr. Kramár präsidiert, dann blüht und gedeiht die Obstruction. Das ist, nach den Erfahrungen im Abgeordnetenhaus, über jeden Zweifel erhaben.

Als die Jungcechen am Anfang dieser Woche vom Oberstlandmarschall Fürsten Georg Lobkowitz verlangten, daß er ihre Adresse vor dem Budget auf die Tagesordnung stelle, erklärte der stolze Cavalier, „er lasse sich das Messer nicht an die Kehle setzen“. Am Ende dieser Woche aber konnten bereits die Zeitungen die Nachricht bringen, daß der Fürst Lobkowitz dem doch die Adresse vor das Budget gestellt habe. Es scheint also, daß in der That die Behandlung mit dem „Messer“ die einzige ist, welche bei den hochmögenden böhmischen Cavalieren Erfolg erzielt.

Den Abg. Dr. Herold haben die Jungcechen als ihren Gesandten für alle Fälle zum Baron Gautsch nach Wien geschickt. Natürlich, dem Dr. Herold und keinem anderen gebührt diese Ehre. Denn er ist allen seinen jungcechischen Collegen überlegen, und zwar, genau berechnet, um volle zwölf Procent.

Der Proceß Zola hat uns guten Oesterreichern Gelegenheit gegeben, die Vortheilhaftigkeit einer unserer heimischen Institutionen zu bewundern, nämlich des objectiven Verfahrens. Wenn Zola ein Oesterreicher wäre und mutatis mutandis einmal etwas Aehnliches in Oesterreich unternommen hätte, wie in Frankreich, so hätte man einfach seine Protestschrift confiscirt, Maître Labori hätte den Einspruch erhoben, ein gut ausgesuchter Senat des Landesgerichtes unter Vorsitz des Herrn v. Holzinger hätte den Einspruch zurückgewiesen, und kein Hahn hätte danach gekräht. Sollten's uns nachmachen die Franzosen! Scheinen jetzt gerade reif dafür zu sein.

Volkswirtschaftliches.

Ein jüngst in einem Feuilleton geleiteter Satz: „Man schadet einer Sache oft mehr, wenn man sie schlecht vertheidigt, als wenn man sie gut angreift“, fällt uns ein, da wir an die Besprechung des kürzlich anonym erschienenen Werkes: „Die Agioreserve der Oesterreichisch-ungarischen Bank“ schreiben. Der Inhalt des Werkes, das darin verarbeitete authentische, nur der Bank zur Verfügung stehende Material, auf welches im Vorwort ausdrücklich hingewiesen wird, zeigen, daß der Autor der Bank sehr nahe steht und thatsächlich ist trotz der Anonymität kein Kenner der Verhältnisse über seine Person im Unklaren. Es weiß jeder, daß man es mit einer in der Bank für die Bank verfaßten Streitschrift zu thun hat. Die Anonymität ist aber ganz unzulässig, da die Arbeit von persönlichen Angriffen gegen den Hauptvertreter des Anspruchs, Herrn Otto Wittelschöfer, strotzt, indem sie seine Fachkenntnis und bona fides verdächtigt. Der Autor wollte neben der Polemik und zu deren besserer Begründung auch eine Studie oder, wie es im Vorwort heißt, ein Handbuch des Geld-Währungs- und Notenbankwesens schreiben, und das ist ihm jedesfalls viel besser gelungen, als der eigentlich polemische Theil. Die Geschichte des Währungs- und Bankwesens ist wohl skizzenhaft aber lebendig und belehrend dargestellt, die theoretischen Erörterungen sind klar und mit logischer Schärfe entwickelt, die einzelnen historischen Facten, insbesondere jene aus der Geschichte der Oesterreichisch-ungarischen Bank, sind sehr interessant. Wir erwähnen die Schilderung der Erwerbung des Goldschatzes in den ersten Siebzigerjahren und die weniger bekannte Thatsache, daß der Generalsecretär Ritter von Lucam schon im Jahre 1876 durch statutenwidrige Zurückweisung der zur Einlösung präsentirten Silberbarren der Einstellung der Silberprägungen für Private vorgearbeitet, ja diese selbst provociert hat und so das Reich vor Ueberflutung mit Silber und unabsehbaren Verlusten bewahrt hat. Betreffend die Streitfragen, meint der Autor der vorliegenden Schrift, daß es gar keinen Agiogewinn gibt, im Gegentheil, daß die Bank an ihrem Silber durch die Entwertung der österreichischen Valuta einen großen Verlust erlitten hat und durch den Umtausch eines Theiles ihres Silberschatzes in Gold nur diesen Verlust begrenzt hat, daß daher von einer Gewinntheil-